

## I. Heitere Tage

### 1.

Rhea hielt einen Augenblick inne. Das Abendlicht spielte in den Blättern der Ulme, fing sich darin wie in moosgrünen Käfigen, färbte, wo es auskam, den Rasen golden. Lavendel, Lupinen, Hortensien weiter hinten leuchteten cremefarben, lila, blau, gaben den letzten Blüten der Rose, die mit ausladenden Zweigen den Zaun berankte, den passenden Rahmen, den Kontrapunkt.

Am Teich ließ sich eine Libelle nieder, balancierte eine Weile auf einem Seerosenblatt, startete wieder, durchflog einen Lichtstrahl, nichts wissend über die Schönheit, die Vergänglichkeit des Moments, mit Sicherheit ahnungslos über die eigene Anmut zwischen Weideröschen, Iris, Lobelien, Klee.

Rhea stand andächtig, wie in der Kirche. Sah hinüber zur Terrasse aus Sandstein und Rosenholz mit den hohen grauen Tontöpfen, vom Gärtner bepflanzt, in denen die letzten Sonnenhüte wuchsen und Lampions der Physalis im Abendrot glühten.

Auf dem Glastisch, von acht weißen Rattanstühlen umstanden, lagen aufgeschlagen Bücher und Skripten von Sophia. Von Sophia selbst fehlte jede Spur.

Lächelnd unterdrückte sie den heftigen Impuls loszugehen, Bücher und Skripten zu nehmen, sie zusammenzuklappen und ins Haus zu tragen. Ihre Tochter neigte zur

Schlamperei, tat ihre Rügen seit der Zeit der Volksschule mit lässigem, jungmädchenhaftem Abwinken ab.

„Mach dir keine Sorgen, ich finde schon alles“, pflegte sie zu sagen und in ihr Zimmer zu verschwinden, um abends abgekämpft im Wohnzimmer zu erscheinen und so unauffällig wie möglich nach ihrer Habe zu suchen. Sie lernte seit Wochen für eine Reihe von Prüfungen, mit denen sie das Bachelor-Studium abschließen wollte, um ein Stipendium für das Master-Studium in London zu erhalten, was Rhea für höchst erfreulich hielt: Sophia hatte offenbar ihren Ehrgeiz geerbt, ihre hohe Intelligenz, ihr Durchsetzungsvermögen. Die Schluderei musste sie allerdings von Jonathan haben, niemand sonst verschmiss so viel wie Jonathan! Sogar den Ehering hatte er neulich verlegt, worauf sie eine vage Beklemmung befallen hatte, ähnlich der Beklemmung, die sie manchmal befiel, wenn sie Gewebe untersuchte, das von Krebszellen so durchseucht war, dass der unausweichlich nahende Tod des Patienten ins Material geradezu eingewoben schien.

Der Ehering war wieder aufgefunden worden, in Jonathans rechter Hosentasche, und sie hatte ihr Gleichgewicht wieder erlangt in dem Wissen, dass der Ehering am Finger von Jonathan Indiz dafür war, dass sie zusammengehörten. Indiz dafür, dass er sie immer noch liebte. Indiz, dass all dies, was sie vor sich erblickte, wenn sie sich drehte, drehte und den Garten betrachtete, das Haus mit den sauberen, weiß gerahmten Fenstern, den Lärchenholz-Einsätzen, dem toskanischen roten Dach, in dem sich schmale Glasteile befanden, die das Licht einließen – wenn sie sich drehte und zum Swimmingpool schaute, der sich wie selbstgewachsen, wie selbstverständlich dem Ende des Schilfrohr umstandenen Teichs anschloss: dass all dies, was sie ringsum im Abendlicht ausmachte, von Jonathan und ihr geschaffen worden war.

Ein lauer, kleiner Wind bewegte die Blätter, ein heiterer Lufthauch, der sie bewog, die Augen zu schließen und ihm

nachzuspüren. Wundersame Gegenwart des Augenblicks! Man müsste ihn festhalten, ihn aufhalten können, ihn davon abhalten können, zu vergehen.

Aber nichts verging ja, nichts entschwand – sie durfte ins Haus: zu Jonathan, Sophia, Plinius, Aurora ...

Aurora, die behände aus dem Wäldchen gelaufen kam, das der Gärtner im Frühling angelegt hatte aus Akazien, Ebereschen, Felsenbirnen, Wildrosen – Aurora, die flink über die Blumenwiese sprang, auf der Steinmauer balancierte, über den Klinkerweg lief. Die den Schritt gleich verlangsamte, als sie Rhea entdeckte, selbstsicher, geschmeidig herangeschlichen kam, sich ihrer Schönheit und Jugend restlos bewusst, und sich, schon schnurrend, an ihre Beine schmiegte.

Rhea lächelte, siegesgewiss. Dann nahm sie Aurora hoch, drückte sie an sich und ging ungewohnt langsam, leise singend zur Tür.

2.

Sie blieb eine Weile im Erdgeschoss stehen. Setzte, weil sie zappelte, Aurora nieder, die mit eiligen Schritten die Holzstiege hochstürmte und oben geräuschlos ins Ungewisse verschwand. Dann stand sie und lauschte auf Laute von oben, unbeschwert, immer noch heiter, nein, glücklich – darüber, dass alles war, wie es war.

Glück, dachte sie hemmungslos, Glück, Glück, Glück. Es nur denken, nicht laut sagen, dieses Wort ausprobieren; nur vorsichtig hinfühlen, solange es ging. Griff man hinein, konnte es platzen, springen, konnte ausrinnen, fortlaufen, wer weiß, wohin? Doch da öffnete sich rechts die Milchglastür zur Küche, und Plinius rannte direkt in sie hinein, fing sich, schüttelte sich und hetzte über die Stiege, Aurora hinterher, die oben, am Treppenabsatz, ärgerlich fauchte.

Rhea regte sich, schlüpfte aus den Pumps. Schob sie in die Zeile aus Mädchen-, Frauen- und Männerschuhen, die dicht nebeneinander unter der Garderobenwand warteten, von der Hausperle wie Kinder in Reih und Glied gestellt. Dann hingte sie die Jacke auf einen der Kleiderbügel und den Kleiderbügel auf einen der Messinghaken.

Jonathan hasste es, wenn sie *Hausperle* sagte. Sie aber fand das Wort ausdrucksstark. Es drückte aus, was Etta war. Wäre das Haus eine Auster gewesen, wäre Etta die Perle, die die Auster hervorbrachte. Wie die Perle das schmutzige Sandkorn umschloss und auf diese Art das Sandkorn unschädlich

machte, so machte Etta den Schmutz unschädlich, der die Villa von innen her beständig bedrohte.

„Raumpflegerin“, sagte Jonathan immer. „Etta ist *Raumpflegerin*, liebste Rhea! Das Wort *Hausperle* ist altmodisch und dazu noch respektlos.“

Doch es gab, so fand sie, kein schöneres Wort. Und vor allem kein passenderes für die brave Etta, die im Obergeschoss des Hauses ein Zimmer bewohnte und damit zu jeder Zeit verfügbar war. Kam Plinius aus dem herbstlichen Garten gestürmt, Laub und Zweige im Fell, das schwarz und zottelig war und nur gelegentlich von Jonathan gebürstet wurde, brauchte nur Etta gerufen zu werden, und schon konnte man sicher sein, dass kurze Zeit später aller Unrat beseitigt war, der nicht ins Haus gehörte. Ließ Rhea einen Teller fallen, sprang Etta herbei und beseitigte das Unglück mit Besen und Schaufel. Warf jemand ein Glas Wasser, Tee oder Saft um, war Etta zur Hand, die auf wundersame Weise in wenigen Sekunden die Flüssigkeit entfernt hatte, mit geheimnisvollen Tricks, ein paar Tüchern, etwas Spülmittel – Magierin, Grande Dame ihres Fachgebiets.

Rhea lächelte und betrat die Küche. Jonathan, fiel ihr ein, war noch nicht zu Hause, er gab freitags Nachhilfe für einen seiner Schüler, der ehrgeizig, aber vollkommen unbegabt war. Anschließend musste er zur Konferenz. Er hatte vor kurzem den Einfall gehabt, zum gemeinsamen Etat mehr beitragen zu wollen als sein durchschnittliches Gehalt als Mathematik- und Physiklehrer.

Rhea hatte das nicht verstanden.

„Aber das ist doch nur logisch“, hatte Jonathan erklärt, im Frühsommer, draußen auf der Terrasse. „Du verdienst so viel mehr, und ich *will* etwas beitragen.“

Und Rhea hatte entgegnet, dass er nichts beitragen müsse – er trage genug bei, indem er sie liebe. Aber Jonathan hatte den Kopf geschüttelt und ihr klar zu verstehen gegeben, dass starrköpfig sei, wie sie seit jeher das Missverhältnis ignoriere,

das sich aus ihren Berufen ergebe. Und dass er sich beständig erniedrigt fühle, weil sie als Pathologin eine bessere Stellung habe, größere Achtung, ein höheres Einkommen.

Weil sie dann gelacht hatte, war er verstimmt gewesen und hatte es vorgezogen, golfen zu gehen. Und Rhea hatte nachgedacht und es dennoch nicht verstanden. Wieso reagierte er so überaus empfindlich? Lag es an Jonathans Selbstbewusstsein, das durch ihre vermeintliche berufliche Größe leicht herabgesetzt, nein, deutlich und zu Unrecht reduziert war? Lag es an der unterschiedlichen sozialen Bewertung des Berufs des Lehrers und jenes des Arztes? Durfte eine Frau nicht mehr verdienen als ein Mann, weil das Gleichgewicht zwischen ihnen – völlig grundlos – dann nicht stimmte; durfte sie maximal so viel verdienen wie er – besser aber weniger, damit er sich gleichberechtigt und angesehen fühle? Lag es daran, dass sie Oberärztin war in einer der bedeutendsten Kliniken der Stadt, lag es daran, dass sie Kongresse besuchte, ihre Meinung gefragt war in kritischen Fällen, dass Prominente wie Schauspieler und Sänger sie aufsuchten und ihre Prognosen hoch anerkannt waren?

Doch was änderten die Nachhilfestunden daran? Was änderte ein zusätzliches Einkommen daran – Geld, das sie im Grunde überhaupt nicht benötigten, die paar Stunden für Jonathan, die gemeinsame Zeit stahlen? Lieber wäre sie mit ihm auf der Terrasse gesessen, lieber hätte sie mit ihm über den Rasen geschaut, zu den rosa Anemonen, dem verblühenden Phlox, lieber hätte sie mit ihm über Zeiten gesprochen, die nun leider vorbei waren, weil Sophia bereits groß war: Babyzeiten, so immens rasch verstrichen, dass es Rhea bisweilen unfassbar erschien – unfassbar, wenn sie heute Sophia ansah, die gerade noch schreiend in ihren Armen gelegen war, Karottenbrei quietschend auf dem Esstisch verteilt, auf der Wickelunterlage gestrampelt hatte, mit blauen Babyaugen die Drehung des Mobiles verfolgend, das über ihrem Kopf hin- und herschaukelte. Zeiten, in denen sie

durch den Garten rannte, kreischend, feixend mit buntem Kleidchen und Sonnenbrille, Kopfstände probierte, Purzelbäume schlug, lachend ins Gras fiel, Wolken zählte, allerlei Formen und Gestalten darin fand, aufsprang, durch den Wasserstrahl des Rasensprengers lief, Löwenzähne, Gänseblümchen, Halme pflückte, die sie Rhea ehrfürchtig und zärtlich hinhielt. Zeiten, in denen sie durchs Wohnzimmer schritt, mit schillernden Tüchern als Elfe verkleidet, Wangen und Lider mit Rheas Schminkstiften bemalt, in ihr Zimmer verschwand, wo das Märchenschloss stand: ineinander verschränkte Stühle, mit Decken behängt, unter denen sie Stunde um Stunde verbrachte.

Sie streckte sich, lächelte, schaute sich um. Im Westfenster glühte die untergehende Sonne, färbte Kirschholzdielen, Hängeschrank, Eichentisch rot. Sie starrte eine Weile wie verzaubert hinaus, erwischte erneut die schaukelnde Woge, ließ sich von ihr tragen, durchwoben von Glück.

Durchdrungen von mir selbst, phantasierte sie heiter, und gleich darauf dachte sie abermals: Sophia. Die neugierige, fröhliche, etwas starrsinnige Sophia, die wie alle jungen Leute ins Leben stürmen wollte. Zwanzig mittlerweile und doch noch Mädchen. Kind. Unversehrt, heil, in ihrer Welt satt und selig, gut aufgehoben, sicher zwischen Jonathan und mir. Schläft nachts noch immer nicht ohne ihre Puppe, die am Rande ihres Polsters Wache hält, worüber sich Jonathan manchmal lustig macht.

Als Jonathan zuletzt über ihre Puppe gescherzt hatte – erst kürzlich, im Sommer, wohl Juli, August –, war Sophia auf ihn zugestürzt, und Jonathan hatte sich prügeln lassen, um geschwind nach ihren wedelnden Fäusten zu greifen und sie so lang zu kitzeln, bis sie zu lachen anfing. Sie selbst hatte einen Augenblick über die Möglichkeit nachgedacht, sich zwischen Sophia und Jonathan zu stürzen, hatte es dann jedoch unterlassen. War es nicht schön, ihnen zuzuschauen? Die Freude der beiden mitanzusehen, Betrachterin zu sein, stilles Pub-

likum? Indem sie bloß zusah, erfuhr sie dreifaches Glück, nicht nur das eigene: einfach, einzeln.

Sie war ihrem Gedankengang nachgehangen. War er wahr, war er stimmig? War er merkwürdig, falsch? Und dann hatte Sophia sich auf einmal erhoben und vorgebracht, sie habe sich nun endgültig entschlossen, für den Erhalt des Stipendiums in London zu lernen, und Jonathan hatte heftig in die Hände geklatscht und gerufen, er finde die Idee grandios. Und sie selbst, die abrupt einen Stich gespürt hatte, plötzlich und unvermutet in der Gegend des Herzens, hatte Sophia gratuliert und übers Haar gestrichen.

Doch Sophia, die Studentin, hatte sie unwillig abgeschüttelt, hatte die Schultern zurückgenommen, den Rücken gestreckt und war mit den Skripten unterm Arm in ihr Zimmer marschiert, wo sie blieb, bis Rhea zum Abendessen rief.



### 3.

Wie langweilig Klassenkonferenzen doch waren! Man saß und wartete, dass die Zeit verging. Wozu man sie überhaupt einberufen hatte? Zum Thema Skikurs hätte man ebenso gut Informationsblätter verteilen und ein paar Tage vor Abfahrt ins *Bellini* gehen können, um dort bei Chianti und Pizzabrot alle Fragen und Ungereimtheiten aufzuklären.

Es war aber ohnehin jedes Mal dasselbe: Busfahrt ins Gebirge mit einiger Verspätung, weil Mahlzahn, Schneider, Benrath und Justus zum Treffpunkt wie immer zu spät gekommen wären, sechs Tage Skifahrt auf präparierten Pisten – fünf Gruppen für die Fortgeschrittenen, eine für die Anfänger –, Ausflug ins Dorf, letzter Tag, bunter Abend, Rückfahrt mit dem Bus und Ankunft mit Verspätung, weil Mahlzahn, Schneider, Benrath und Justus zum Treffpunkt wie immer zu spät gekommen wären. Aufgeregte Eltern, die das Schulgelände zuparkten; aufgekratzte, erschöpfte, wind- und wetterverbrannte Kinder, die hemmungslos durcheinanderschreien, Skier und Koffer verwechseln und den Schulhof erst nach Stunden verlassen würden. Und am nächsten Tag, acht Uhr: verschlafene Gesichter, ratlose Blicke, Gehirne, die für Algebra abgeschaltet waren, aber Finger, die emsig Zettelchen beschrieben, die sie unter den Tischen den Sitznachbarn weiterreichten.

Glaubten sie immer noch, man merke das nicht? Dachten sie, Lehrer seien so zerstreut oder einfältig, dass sie Streiche,

die sie selbst ihren Lehrern früher spielten, über die Jahre vergessen hatten?

Er hatte das neulich mit Cleo besprochen. Aber Cleo, unverbesserliche Philanthropin, die für jeden ihrer Schüler ins Messer gelaufen wäre, hatte ihn nur teilnahmsvoll angesehen.

„Aber Jonathan“, hatte sie freundlich begonnen und mit den unglaublich langen, schwarzen Wimpern geblinzelt, deren Anblick ihn jedes Mal so irritierte, dass er mehrere Sekunden lang nicht denken konnte, „es sind *Kinder*. Großartige Seelen auf ihrem Weg ins Leben!“

Jonathan hatte das kryptisch gefunden. Dennoch war er willens gewesen, Cleo zu glauben. Oder wenigstens ernst zu nehmen, was Cleo sagte.

Gerade saß sie aufrecht zwischen Müller und Walm, das runde Gesicht erwartungsvoll, wachsam. Sie hing mit ihren Augen an den Augen Meier-Landshuts, der sich anschickte, aufzustehen und im Konferenzraum umherzusehen. Alles an Cleo sah aufmerksam aus: Sie war eine heillos intensive Frau, die nie müde, gelangweilt oder erschöpft zu sein schien, immer lebendig, von einer Kraft durchdrungen, die jede Pore, jede Zelle ihres Wesens erfüllte. Woher sie die immense Vitalität wohl nahm? Sie war dreiunddreißig, Single und kinderlos und unterrichtete zwanzig Stunden Musik und Zeichnen – nette, aber vollkommen unnütze Fächer, da niemand sie ernst nahm, weil gleichgültig war, welche Note am Ende im Zeugnis stand.

Jonathan rückte sich im Sessel zurecht. Es war heiß im Konferenzraum, alle Fenster geschlossen. Meier-Landshut hatte das Wort erhoben, schwang eine langatmige Meier-Landshut-Rede über Benrath und Justus, die zwei Wackelkandidaten, Rüpel, vor denen sich Müller fürchtete. Müller hatte gelegentlich anklingen lassen, dass Benrath das Zeug zum Amokläufer habe und Justus der klassische Mitläufer sei – eine explosive Mischung, keinesfalls zu unterschätzen. Man könne nicht wissen, was die beiden ausheckten, er fühle

sich im Unterricht beträchtlich gefährdet. Und am Skikurs seien zweiundsiebzig Menschen beteiligt – nicht auszudenken, was los wäre, wenn Benrath durchdrehe!

Meier-Landshut, gewichtig, mit weißem Kopfhaar und Schnurrbart, schlug vor, über die Knaben abzustimmen, obwohl er als Klassenvorstand dafür plädiere, allen Schülern die Chance zu geben, den Skikurs zu besuchen, selbst wenn Justus im Augenblick Verhaltensstörungen zeige, die ein annehmbares Ausmaß bei weitem überstiegen.

Jonathan schaute auf die Rolex Cellini, die ihm Rhea vergangene Ostern geschenkt hatte. Schon viertel nach sechs, er wollte nach Hause. Oder mit Cleo im *Bellini* einen Wein trinken. Dann könnte er Cleos Gesicht bestaunen, ganz aus der Nähe, offen, ohne Skrupel. Schaute er jetzt, während der Konferenz, zu ihr hin, musste er sich vorkommen wie ein Voyeur. Es war ihm, als schaue auch Meier-Landshut zu ihr, der noch immer nicht fertig war mit seinem Gerede. Er redete, als rede er nur für Cleo. Und Walm war komplett in sich zusammengesunken, wohl nervös, weil er gleich neben Cleo saß, die vor Schönheit und Kraft nur so funkelte und strahlte: alles in ihrem Umkreis zu beleuchten schien.

Er wusste, es kam nicht nur ihm so vor. Er wusste, dass Cleo begehrenswert war. Müller, Meier-Landshut, Walm und die anderen munkelten im Lehrerzimmer über ihr Aussehen, was Jonathan befremdend fand, geradezu grotesk. Man besprach doch das Aussehen von Kolleginnen nicht! Man konnte über Fachwissen und Hilfsmittel diskutieren, die Kolleginnen zur Bändigung von Schülern einsetzten. Aber nicht über Nasenlängen und Taillenumfang. Schon gar nicht über Farben und Formen von Augen! Er konnte nicht erwarten, dass nur *er* bemerkte, was für spektakuläre Augen Cleo besaß. Aber dass man sich darüber auch noch austauschen musste – dafür hatte er nicht das geringste Verständnis.

Vielleicht konnte er heimlich einen Blick von ihr erhaschen: so schauen, dass kein anderer merkte, dass er schaute.